

Forschungstätigkeit an den Schweizer Fachhochschulen : "Wissen anpassen, erweitern und aktualisieren"

Autor(en): **Tremp, Urs / Bergamaschi, Crispino**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **90 (2019)**

Heft 12: **Forschung & Praxis : wie der Transfer in die Alltagsrealität gelingt**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-886081>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Forschungstätigkeit an den Schweizer Fachhochschulen

«Wissen anpassen, erweitern und aktualisieren»

Vor gut 25 Jahren wurden in der Schweiz die höheren Fachschulen zu Fachhochschulen FH aufgewertet. Sie wurden so auch zu Forschungsanstalten. Crispino Bergamaschi* ist Präsident der Kammer Fachhochschulen von Swissuniversities. Er erklärt den Forschungsauftrag der FH.

Interview: Urs Trempp

Herr Bergamaschi, Forschung bringt man landläufig mit der ETH in Verbindung, mit den Universitäten, mit dem Paul-Scherrer-Institut, mit der Basler Chemie. Aber nicht mit den Fachhochschulen. Für Sie aber sind die Fachhochschulen ein wichtiger Teil der Schweizer Forschungslandschaft. Wie das?

Crispino Bergamaschi: Lassen Sie mich zuerst kurz etwas zur Geschichte der Fachhochschulen sagen: 1995 hat das eidgenössische Parlament entschieden, dass die bestehenden höheren

* **Crispino Bergamaschi**, 56, ist seit 2011 Direktionspräsident der Fachhochschule Nordwestschweiz FHNW. Nach einer Lehre als Elektromechaniker studierte er an der HTL Brugg-Windisch und an der ETH Zürich (Dr. sc. techn. ETH, dipl. El. Ing. ETH). Er war in verschiedenen nationalen und internationalen Forschungsprogrammen im Bereich der Halbleitertechnologie engagiert und wurde 1995 als hauptamtlicher Dozent für Mikroelektronik an die HTL Brugg-Windisch gewählt und 1999 zum Direktor Forschung & Entwicklung der Fachhochschule Aargau befördert. Von 2001 bis 2010 war Bergamaschi Rektor der Hochschule für Technik & Architektur Luzern und zudem verantwortlich für die Bereiche Forschung & Entwicklung sowie Wissens- und Technologietransfer der Fachhochschule Zentralschweiz.

Fachschulen für Wirtschaft und Technik zu Fachhochschulen umgewandelt werden sollen. Dieser bildungspolitische Entscheid zog nach sich, dass Fachhochschulen nicht mehr nur zur Lehre, sondern auch zur Forschung verpflichtet wurden. Man wollte, dass diejenigen, die fähig sind und das auch wollen, nach der Berufsmatur die Möglichkeit haben, einen Hochschulabschluss zu machen.

Warum und was aber sollten Fachhochschulen forschen?

Fachhochschulen forschen, um aktuell zu bleiben bei Fragen, die sich aus der Praxis ergeben. Dass also unsere Mitarbeitenden nicht einfach weitergeben, was sie früher gelernt haben, sondern dass sie immer neue Erfahrungen sammeln, ihr Wissen anpassen, erweitern und aktualisieren – in einer anwendungsorientierten Forschung und Entwicklung.

Fachhochschulen betreiben also nicht Grundlagenforschung, sondern in erster Linie eine anwendungsorientierte Forschung?

Vereinfacht gesagt: Ja. Die Forschung an den Fachhochschulen ist Forschung in Zusammenarbeit mit Praxispartnern. Wir beschäftigen uns also immer mit Fragestellungen, die in der Praxis entstehen.

Im Gegensatz zu den universitären Hochschulen, die ihre Fragestellungen primär aus der Wissenschaft beziehen?

Grundsätzlich ja. Sie sind fokussiert auf die längerfristige Wirkung in der Gesellschaft. Man kann Forschungsauftrag und Forschungsziel der Hochschulen auf zwei Fragen und die daraus folgenden Antworten reduzieren: Woher kommt die Fragestellung? Ist die Wirkung der Forschungsergebnisse kurz- bis

«Fachhochschulen forschen, um bei Fragen, die sich aus der Praxis ergeben, aktuell zu bleiben.»



FHNW-Direktionspräsident Crispino Bergamaschi: «Die Fachhochschulen führen ihre Forschungsergebnisse kurz- bis mittelfristig wieder der Praxis zu.»

Foto: Urs Tremp

mittelfristig oder ist sie langfristig? Die Gravitationszentren sind bei der universitären Forschung in der längerfristigen Wirkung der Fragestellung aus der Wissenschaft. In den Fachhochschulen ist es die kurz- bis mittelfristige Wirkung der Fragestellung aus der Praxis. Die Fachhochschulen führen ihre Forschungsergebnisse kurz- bis mittelfristig auch wieder der Praxis zu. Selbstverständlich gibt es Überlappungen und Synergien, weil das Ganze durchlässig ist und es einen permanenten Wissenstransfer gibt. Aber als Faustregel ist diese Formel sicher richtig.

Wie soll man sich konkret vorstellen, wie ein Forschungsprojekt an einer Fachhochschule abläuft?

Zusammen mit einem Praxispartner versuchen wir herauszufinden, was zur Lösung eines praktischen Problems beitragen kann. Gemeinsam entwickeln wir eine innovative Lösung.

Das müssen Sie an einem konkreten Beispiel veranschaulichen.

Ich nehme eines aus der Hochschule für Soziale Arbeit, das Curaviva nicht fremd sein dürfte: In den Institutionen für Menschen mit Behinderung gibt es immer wieder Menschen, die ein auffälliges, herausforderndes Verhalten zeigen. Sie können aggressiv und destruktiv sein. Das beeinträchtigt massiv die Lebensqualität der Mitbewohnerinnen und Mitbewohner, und es fordert und überfordert das Personal. Die Frage, die sich ganz praktisch stellt: Was ist zu tun, damit sie dieses Verhalten aufgeben oder zumindest entspannen können. Um das herauszufinden, muss man forschen: Welches sind die Gründe für das aggressive und destruktive Verhalten? Wann kommt dieses Verhalten vor? Wie äussert es sich? Eine Professorin unserer Hochschule für Soziale Arbeit hat in einer breit angelegten Untersuchung diese

Fragen gestellt. Wenn man herausfindet, wer, warum, wann und wie sich herausfordernd, aggressiv und destruktiv verhält, dann kann man Lösungen für den Umgang mit diesen Menschen und ihrem Verhalten suchen und die Lösungen dem Personal in den Institutionen anbieten. Sie sehen an diesem Beispiel: eine Fragestellung aus der Praxis, für welche die Forschung eine Grundlage schafft für eine kurz- bis mittelfristige Lösung des Problems. Das war kein grosses Forschungsprojekt, aber ein wichtiges für die Leute, die mit dem Problem konfrontiert sind.

Und was hat man in diesem konkreten Forschungsprojekt herausgefunden?

Ich bin nicht der Forschungsleiter. Aber so weit ich informiert bin, erwies sich das Thema Sexualität, die Unterdrückung der Sexualität, als ein zentrales Thema. Aber für die Details müsste man die Forschungsleiterin fragen.

Ganz neu und überraschend dünkt mich dieses Ergebnis allerdings nicht.

Nein. Aber man hat – wie das die Forschung macht – systematisch Daten zusammengetragen, die Ergebnisse ausgewertet und gewichtet. Damit konnte die Forschungsleiterin einen Leitfaden erstellen mit entsprechenden Checklisten. Zudem hat sie für die Institutionen Weiterbildungskurse angeboten – sehr praxisnah. Die Forschungsergebnisse gingen also ganz direkt dorthin zurück, wo sich die Frage gestellt hatte.

Und wer bezahlt diese «kleinen» Forschungsprojekte?

Das erwähnte Beispiel aus der Sozialen Arbeit ist von unserer FHNW-Stiftung finanziert worden. Im Bereich Soziale Arbeit ist es in der Regel schwieriger, Geld direkt von den Partnern zu

«Im Bereich Soziale Arbeit ist es meist schwieriger, Geld direkt vom Partner zu bekommen.»

>>

bekommen. Da sind die Budgets oft sehr eng. Wir müssen 75 Prozent unserer Forschungstätigkeit mit Fremdmitteln decken. Das bedeutet, dass wir verpflichtet sind, Forschung zu betreiben, die sich aus Fragen aus der Praxis ergibt. So ist gewährleistet, dass wir nicht forschen, weil uns eine gewisse Frage gerade interessiert, sondern dass wir Dinge machen, welche die Praxis interessieren.

Das heisst, Sie müssen für Ihre Forschung permanent Geld zusammentrommeln?

Ja, das heisst es. Natürlich können wir von uns aus die Ausgangsfragen für ein Forschungsprojekt formulieren. Aber dann müssen wir Partner abholen, die sagen: Ja, das ist ein Thema, da machen wir mit. Im konkreten Fall war es etwas anders: Da hat – wie gesagt – die Stiftung zur Förderung der FHNW uns das Geld gegeben.

Sie reden von den Praxispartnern. Wer sind diese Praxispartner?

Im Fachbereich Soziale Arbeit hat die FHNW über 1000 Praxispartner. Mit ihnen treffen sich unsere Verantwortlichen jährlich für einen Austausch, wo ganz konkret Themen erörtert werden, die unter den Nägeln brennen.

Wie entscheidend ist denn für die Praxispartner, dass eine Forschung sich am Ende auch ökonomisch, volkswirtschaftlich lohnen muss – möglichst kurz- und mittelfristig und nicht erst in 50 Jahren?

Ich komme noch einmal auf das kleine Forschungsprojekt «Verhaltensauffälliges und herausforderndes Verhalten» zurück. Bei diesem Menschen ist ja der Betreuungsaufwand sehr hoch. Das heisst, er ist personalaufwendig und für das Personal belastend mit allen negativen Konsequenzen. Kurz: Diese Betreuung ist auch teuer. Hat man aber ein Instrument gefunden, wie man solche Menschen besser in den Alltag und die Gepflogenheiten in einer Institution integrieren kann, entspannt dies nicht nur die Atmosphäre, sondern die Forschung lohnt sich letztlich auch ökonomisch.

Es dürfte freilich einfacher sein, Geld zu bekommen für die technischen Hochschulen als für die Hochschule für Soziale Arbeit.

Es gibt natürlich einen Unterschied zwischen den Ingenieurwissenschaften und den Sozialwissenschaften. Ein Unternehmen, dem unsere Forschung einen wirtschaftlichen Vorteil bringt, ist in der Regel gerne bereit, wieder mit uns zusammenzuarbeiten und uns dafür auch Geld zur Verfügung zu stellen. Aber auch im Sozial- und Gesundheitswesen können wir dank der Forschung Modelle finden, wie man Mittel effizienter einsetzen und einen ökonomischen Nutzen erreichen kann. Natürlich ist dabei nicht eins zu eins auszumachen, wo wie viel eingespart werden kann durch bestimmte Massnahmen. Aber bei den sozialen Institutionen müssen wir die Ränder der Betrachtung etwas ausweiten, und wir müssen zeigen, wie die Gesellschaft profitiert. Letztlich ist alles, was zur Befriedigung der Gesellschaft beiträgt – und das ist ein wichtiger Teil der

Sozialen Arbeit –, ein konstruktiver Beitrag an die Vermeidung von Kosten. Denn soziale Spannungen – erst recht, wenn sie eskalieren – sind im Endeffekt immer auch teuer.

Forschung hat also immer auch einen gesellschaftlichen Auftrag?

Ich kann es Ihnen wieder an einem Beispiel erläutern: Die FHNW setzt in ihrer Strategie den digitalen Wandel, welcher eine der grossen Herausforderungen der Gesellschaft ist, in den Fokus. Man könnte nun denken, das bedeute Forschungsbedarf einzig für die Ingenieurwissenschaften. Das auch. Aber wir haben uns gefragt: Wie können Menschen mit kognitiven und anderen Einschränkungen an diesem Wandel teilhaben? Die Sozialwissenschaften hatten festgestellt, dass vor allem jungen Menschen mit Beeinträchtigungen droht, ausgeschlossen zu werden, weil die Kommunikation gerade unter jungen Leuten heute über digitale Medien funktioniert. Die FHNW hat in diesem Fall davon profitiert, dass sie neun verschiedene Hochschulen hat. In einem Kooperationsprojekt verschiedener Disziplinen hat man sich an der FHNW mit der Frage beschäftigt, wie auch Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung teilhaben können an den modernen digitalen Medien. Was kann man anbieten, damit auch Menschen mit einer Einschränkung Zugang haben zu diesen Kommunikationskanälen? Auch hier: eine Frage aus der Praxis.

Wie ist man das konkret angegangen?

Die Pädagogische Hochschule und die Hochschule für Soziale Arbeit und die Hochschule für

Technik haben gemeinsam erarbeitet, wie man diese Menschen für die digitale Kommunikation fit machen kann. Die Lehrkräfte und Betreuungspersonen in den Institutionen waren als Praxispartner gefragt. Die Ingenieurwissenschaftler haben die technischen Lösungen entwickelt. Man sieht auch hier wiederum, wie nahe die Forschung der Fachhochschulen an der Praxis dran ist.

Und kommt das Erforschte schliesslich tatsächlich zu den Menschen in der Praxis zurück?

Dafür haben wir Austauschplattformen. Wir bieten zudem Kurse und Weiterbildungsveranstaltungen an. Dafür kommen Leute aus der Praxis zu uns an die Hochschule, lernen etwas, was sie im Berufsalltag umsetzen können. Gleichzeitig sind diese Veranstaltungen auch ganz wichtig für uns an der Hochschule. Wir lernen die Bedürfnisse und Anliegen der Praktikerinnen

«Wir müssen zeigen, wie die Gesellschaft von der Forschung auch in der Sozialen Arbeit profitiert.»



Paraplegie-Forschung: «Zusammenhänge herausfinden.»

und Praktiker kennen. Das ist für uns ebenso Austausch wie Akquisitionsplattform.

Das heisst?

Wir holen an diesen Veranstaltungen ebenso etwas ab wie die Leute aus der Praxis, die unsere Angebote für die Weiterbildung nutzen. Wir identifizieren Leute, die potenzielle Fragestellungen haben, die für unsere Forschung interessant sind oder uns Zugang zu Forschungsgeldern öffnen.

Aus der Praxis hört man zuweilen den Vorwurf, dass man für die Forschungen an den Hochschulen vor allem interessant sei als Datenlieferant.

Ich antworte wieder mit einem Beispiel. Diesmal nicht von unserer Hochschule, sondern von der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften ZHAW. Zusammen mit dem Schweizer Paraplegiker-Zentrum Nottwil haben die Wissenschaftler aus dem Gesundheits- und dem Physiotherapiebereich versucht herauszufinden, welche Zusammenhänge bestehen zwischen Krankheitsbildern und Reintegration ins Berufsleben – und was man daraus ableiten kann. Damit eine evidenzbasierte Forschung möglich war, musste man die Daten der Patienten erfassen und in eine Korrelation bringen. Eine solche Forschung generiert nicht 1:1-Resultate für einen einzelnen, ganz konkreten Patienten. Aber Forschung hat auch den Anspruch, dass man Resultate erhält, die verallgemeinert werden können.

Das heisst?

Dass Erkenntnisse aus der Forschung nicht nur für einen Einzelfall gelten, sondern auch auf einer Metaebene. Auf dieser Metaebene fließen ebenso Forschungsergebnisse ein, die anderswo gemacht wurden. So entsteht eine gewisse Distanz zum konkreten Problem, das sich irgendwo stellt. Das ist nicht immer einfach zu kommunizieren. Und das kann dann zu dieser von Ihnen erwähnten Kritik führen.

Wie reagieren Sie auf diese Kritik?

Wir nehmen Sie ernst. Wir fragen uns: Wie können wir noch besser kommunizieren, was wir machen, was wir erforschen, zu welchen Resultaten wir kommen? Kommunikation ist etwas vom Wichtigsten in der Forschung.

Ebenso wichtig dürfte sein, dass ein breiter gesellschaftlicher und politischer Konsens besteht, dass Forschung wichtig ist, dass Forschung uns weiterbringt, dass Forschung ganz konkret im Leben helfen kann. Besteht dieser Konsens in der Schweiz?

Ich bin begeistert von der Forschung in der Schweiz – an der universitären, an der Forschung in den Privatunternehmen, aber auch an der Forschung an den Fachhochschulen. Denn unsere Forschung scheint mir tatsächlich nicht weltfremd zu sein oder nur darauf ausgerichtet, dass man Preise erhält oder in renommierten Zeitschriften publizieren kann. Das gibt der Forschung eine breite Akzeptanz.

Aber gerade die Preise machen Schlagzeilen, die Wissenschaftspreise, am renommiertesten natürlich der Nobelpreis.

Ja, aber mit den Fachhochschulen hat das nichts zu tun. Die Universitäten stehen in einem anderen, auch internationalen Wettbewerb. Da locken Nobelpreise, Publikationen, Ratings, Rankings – alles eigentlich selbstreferenzielle Wettbewerbssysteme. An den Fachhochschulen bieten wir etwas Komplementäres an. Vielleicht kann ich einen Vergleich mit dem Sport machen – mit der Leichtathletik: An den Universitäten messen sich die Hochspringer. An den Fachhochschulen aber sind die Kugelstösser aktiv. Wie es einem Kugelstösser nicht in den Sinn käme, sich als Hochspringer zu versuchen, kommt es einem Hochspringer nicht in den Sinn, sich für den Wettbewerb der Kugelstösser anzumelden. Beides aber sind Sportdisziplinen, die im selben Stadion nebeneinander Platz haben. Andere Länder kennen nur das universitäre Hochschulsystem. Ich bin allerdings überzeugt, dass wir in der Schweiz mit diesem komplementären, dualen System auf tertiärer Stufe einen grossen Vorteil haben für den gesellschaftlichen Nutzen der Forschung und der Lehre.

Wie denn?

Das duale System hat einen grossen Wert für die gesellschaftliche Schichtung. Fachhochschulen sind eigentliche Gesellschaftsschichten-Überbrücker. Sie ermöglichen Leuten ein Studium, die aus einem Milieu kommen, in dem kaum je jemand studiert hat. Dass dies möglich ist, finde ich eine ganz tolle Sache. Die Statistik zeigt, dass an einer Universität junge Menschen studieren, die aus dem entsprechenden Milieu kommen, also Eltern haben, die schon studiert haben. Die Fachhochschulen haben für breite Schichten ganz neue Perspektiven eröffnet.

Ich nehme allerdings an, dass man 25 Jahre nach dem Grundsatzentscheid für die Fachhochschulen noch nicht vollends am Ziel aller Wünsche ist.

Es gibt tatsächlich noch vieles, was wir verbessern könnten. Wir haben etwa nicht in allen Fachbereichen den Nachwuchs, den wir eigentlich bräuchten. Wir bräuchten noch mehr Professorinnen und Professoren und wissenschaftliche Mitarbeitende, die ein doppeltes Kompetenzprofil mitbringen.

Das heisst?

Leute, die eine wissenschaftliche Fundierung haben, die also wissen, wie man forscht, die aber ebenso mehrjährige Erfahrung aus dem praktischen Berufsleben mitbringen.

Wie wollen Sie dies erreichen?

Wir müssen als Fachhochschulen noch mehr dafür sorgen, dass wir diese zwei Kompetenzen zusammenbringen, dass wir Fachleute mit einer expliziten wissenschaftlichen Fundierung und mehrjähriger Praxiserfahrung als Dozierende gewinnen können. Heute sind dies vor allem Persönlichkeiten, die an einer Universität studiert haben. Wir würden uns aber wünschen, dass Leute, die an einer Fachhochschule studieren und wissenschaftlich begabt sind, die Möglichkeit bekommen, an einer Universität in Kooperation mit der Fachhochschule zu doktorieren. Beim Doktorieren erwirbt man in der Regel das wissenschaftliche Know-how. Wir haben bei uns tolle junge Menschen mit den Fähigkeiten für ein Doktorat. Sie sollten eine entsprechende Anschlussmöglichkeit bekommen. ●

>>